

General-Anzeiger

Vergilische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Vergilisch-Märkische
Zeitung

Ne. 141 - 57. Jahrgang

Samstag/Donnerstag 19./20. Juni 1943

Einzelpreis 15 Pfg.

Nachtangriff der Sowjets am Kuban gescheitert

Im Mittelmeerraum 28 feindliche Flugzeuge abgeschossen

DNB. Aus dem Führerhauptquartier, 19. Juni. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

An der Nordfront des Kuban-Brückenkopfes scheiterte ein Nachtangriff zweier feindlicher Brigaden. Die Sowjets erlitten schwere blutige Verluste.

Die Luftwaffe versenkte in der Wolga-Mündung wieder zwei Handelsschiffe von 8000 und 3000 BRT. und beschädigte zwei weitere von mittlerer Größe.

Im Seegebiet von Pantelleria trafen schnelle deutsche Kampfflugzeuge ein Transportschiff und ein kleines Kriegsfahrzeug mit schweren Bomben.

Bei bewaffneter Luftkür über dem Atlantik wurde ein feindlicher Frachter schwer beschädigt. Der Feind verlor gestern im Mittelmeerraum 28 Flugzeuge. Ein deutsches Jagdflugzeug kehrte nicht zurück.

Bei dem Luftangriff in der Nacht zum 18. Juni gegen den algerischen Hafen Djidjelli wurden, wie nunmehr festgestellt werden konnte, ein Transporter von 6000 BRT. vernichtet und zwei weitere Schiffe beschädigt.

Mitterkreuz für hervorragenden Nachtjäger

Berlin, 19. Juni. Der Führer verlieh auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschalls Göring, das Mitterkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Lütje, Staffelführer in einem Nachtjagdgeschwader.

Hauptmann Herbert Lütje, am 30. Januar 1918 als Sohn eines Bauers in Giffhorn geboren, ist ein vorbildlicher, in zahlreichen Einsätzen zum Schutz der Heimat bewährter Nachtjäger. Er errang 27 Nachtjagdsiege. In der Nacht zum 11. Mai 1943 schaffte er, wie der DNB-Bericht meldete, sechs vielmotorige Bombenflugzeuge ab und vollbrachte damit eine in der Nachtjagd bisher unerreichte Leistung.

Das ganze deutsche Volk ist gemeint

Eine bezeichnende Entschliessung der Labour Party

Stockholm, 19. Juni. Wie der Londoner Nachrichtenbericht berichtet, befähigte sich die Labour Party auf ihrem Kongress auch mit den in englischen Kriegsgefangenen befreiten Nachkriegsplanen. Nach den verschiedenen Vorschlägen, wie man Deutschland nach dem Kriege, den englischen Sieg natürlich vorausgesetzt, "zerlegen" müsse, wurde in einer Abstimmung mit einer 90prozentigen Mehrheit der "Beichluß" gefasst, keinen Unterschied zu machen zwischen der deutschen Regierung und dem deutschen Volk.

Damit bekennt sich die Labour Party nicht nur zur hemmungslosen Sapphilität der Churchill-Clique, sondern sie gibt auch die früher in England ausgegebene heuchlerische These, daß man nicht das deutsche Volk, sondern nur seine Führer bestrafe, auf. Wir sind dankbar für diesen Anflug von Ehrlichkeit!

Wavell Vizetönig von Indien

Churchill verschärft das Terror-Regime

WS. Genf, 19. Juni. (Eig. Bericht.) Zu London wurde bekanntgegeben, daß der bisherige Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte in Indien, General Wavell, von seinem Posten abberufen und zum Vizetönig von Indien ernannt worden ist. An Stelle Wavells übernimmt General Auchinleck das Oberkommando in Indien.

Mit dieser Maßnahme dürfte die militärische Karriere des bekannten Rückzugsgenerals Wavell nun endlich ihr Ende gefunden haben. Zweifellos hat der katastrophale Ausgang der jüngsten „Burma-Offensive“ zu dieser endgültigen Abjagung in entscheidender Weise beigetragen. Die Tatsache, daß Wavell zum Vizetönig in Delhi berufen wurde, darf wohl auch als eine Bestätigung der Vermutung angesehen werden, daß Churchill in Großbritannien einfach keine Politiker mehr fand, die geeignet waren, sich mit dem indischen Weissen zu befassen. Andererseits bedeutet die Wahl eines Militärs wie Wavell natürlich, daß das Terror-System, mit dem das Freiheitsstreben des indischen Volkes unterdrückt wird, in Zukunft wohl noch rücksichtsloser und brutaler durchgeführt werden wird.

Ein „Aufstieg“

Von unserer Berliner Korrespondenz
Der englische Feldmarschall Wavell, bisher Oberkommandierender in Indien, dürfte kaum

anz freiwillich zu dem Posten des Vizetönigs von Indien gekommen sein, zumal diese Stellung heute der heikelste und schwierigste Posten im ganzen britischen Welt-Empire ist. Wavells Name ist in der Geschichte der englischen Kriegsführung bisher noch niemals anders als entweder unter Erteilung von Vorwurfsurteilen oder unter der sehr peinlichen Beilegung seiner Niederlagen genannt worden. Sein im Januar d. J. mit großartigen Anführungen eingeleiteter Feldzug in Burma endete mit einer vollständigen Niederlage.

Wenn jetzt, nachdem man die Amtszeit des bisherigen Vizetönigs Linlithgow zweimal verlängert hatte, ein Militär den höchsten Posten in Indien übernimmt, dann dürfte zwei Gründe für diese Ernennung ausschlaggebend sein. Erstens ist Indien nun einmal durch den neuen englischen Krieg aus seiner Leihgarnison aufgeschreckt worden;

der indische Freiheitskampf ist in ein neues Stadium getreten, zu dessen Kennzeichen u. a. auch die Ankunft Subhas Chandra Bojes in Japan gehört. Zweitens aber dürfte bei der Berufung Wavells der Gedanke mitgesprochen haben, daß man den General nach einer Reihe von Niederlagen, die ebenso lang ist wie die seiner Selbstbehauptungen, endlich nun doch von dem Posten eines Oberkommandierenden unter einem günstigen Vorwand abberufen kann. Kennzeichnend für den ganzen Vorgang ist ebenso die Tatsache, daß der Nachfolger Wavells im Oberbefehl, General Auchinleck, noch im August 1942 von Churchill abgelehnt wurde, als Auchinleck die große Schlacht in der Gynaita verloren hatte. Wavell als Vizetönig, Auchinleck als Oberkommandierender in Indien: das ist das, was England gegenüber der völlig verfahrenen indischen Frage unter einem Churchill aufzubieten hat!

Lehrbücher für Studierende Soldaten!

Aufruf zur Sammlung von Fachbüchern

Berlin, 19. Juni. Der Soldatendienst der Reichsstudienführung und das Reichsstudienwerk rufen auf zur Sammlung von Fachbüchern.

Gibt Lehrbücher für Studierende Soldaten!

An den Hoch- und Fachschulen studieren heute viele Studenten, die für ein kriegswichtiges Studium abkommandiert oder als Verleiher entlassen worden sind. Sie brauchen für die Durchführung ihres Studiums Fachbücher aller Wissensgebiete, insbesondere der Medizin, der Geistes- und Naturwissenschaften, der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften und der Technik. Die Beschaffung dieser Fachbücher ist durch die Kriegsverhältnisse oftmals sehr erschwert.

An anderen Stellen liegen viele Fachbücher heute ungenutzt. Ihre Besitzer arbeiten im Beruf oder stehen an der Front oder sind gefallen. Es ist dringend erwünscht, daß diese Bücher für die Studierenden Soldaten zur Verfügung gestellt werden. Das soll durch eine

Sammlung von Fachbüchern geschehen. Die Durchführung dieser Sammlung liegt in den Händen des Reichsstudienwerkes und seiner örtlichen Dienststellen.

An die Besitzer entbehrlicher Fachbücher, besonders an die Alten Herren und an die Angehörigen der gefallenen Studenten, eracht daher der Ruf: Ueberfendet die Bücher dem Studentenwerk der nächstgelegenen Hochschule oder meldet sie dort!

Führt die Bücher damit wieder einer sinnvollen Verwendung zu! Die Beauftragten werden die Verwendbarkeit gern prüfen und einen angemessenen Preis zahlen. Geheime Versteigerung der Bücher ist verboten.

Kein Verbruch darf ungenutzt liegen bleiben! Mit jedem Buch heißt ihr einem Soldaten im Studium und fördert dadurch den deutschen Endsieg.

Der Reichsstudienführer gen. Dr. Scheel,
Vorsitzender des Reichsstudienwerkes

Abschied von unseren Gefallenen

An offenen Gräbern spricht des Todes Majestät zu uns. Von wem wir auch Abschied nehmen, von einem früh Verstorbenen oder von einem, dessen Lebensreise nach langen, lidenreichen Jahren nun gleichsam ihren natürlichen Abschluß findet: wir empfinden das Bittere der höheren, nur Gott selbst verantwortlichen Macht, der wir uns beugen müssen — mag es in stiller Trauer oder im wilden sich aufbäumenden Schmerz geschehen. An den Gräbern aber, in denen die in der Nacht zum 30. Mai 1943 von uns Genannten ruhen, sprechen noch andere Gefühle — härtere, schmerzlichere und tiefere. Wir spüren, daß diese Toten Gefallene sind — Mitmenschen also, deren Vergehen nicht ein Ereignis des ihnen nahestehenden Kreises blieb, sondern zur Sache der Nation geworden ist. Sie sind gefallen, wie der Soldat fällt, dessen Tod ein Verlust ist, dessen Tod ein Verlust ist, dessen Tod ein Verlust ist.

Reichsminister Dr. Goebbels hat es ausgesprochen, daß diese Gefallenen das unüberwindliche Verdammungsurteil über unsere Feinde ausgesprochen haben. Im tranken Gehirn der plutokratischen Weltführer allein konnte diese Art der Kriegsführung entstehen: ohnmächtig, auf erblichen Schlachtfeldern Erlöse zu erzielen, haben sie sich den Kriegsschauplatz gewählt, der ihrer barbarischen Feigheit und ihrem un-menschlichen Zerstörungswillen entspricht: sie haben eine „Front“ gegen Frauen, Kinder und Greise, gegen Wohnstätten, Krankenhäuser und Kirchen eröffnet und wollen uns dort besiegen, wo ihr teuflisches Gehirn den Punkt des „schwächsten Widerstandes“ gefunden zu haben glaubt. Im Allgemeinen sucht der Gegner diese heilige Taktik mit dem Hinweis auf die „Berechtigung“, unsere Kriegswirtschaft lahmzulegen, zu tarnen; aber ab und zu wird hinter diesen Schleier die wahre Kräfte sichtbar — so, wenn die englische Kirche salbungsvoll beteuert, „Bomben machen keinen Unterschied zwischen Männern, Frauen und Kindern“ — ein Velmotus unfaßbarer Niederheit! —, oder wenn sich der amtliche Sprecher des englischen Rundfunks dabei „er-tappt“, daß er sich freut, wenn „Männer, Frauen und Kinder erzwungen werden, so schrecklich zu leiden“! Was sind das für Eingeständnisse! Glauben die, denen sie kaltblütig über die Lippen kommen, daß soviel Niedrigkeit, Unmenschlichkeit und Verbrechen unverwundbar bleiben können? Meinen sie wirklich, daß sie durch kalten Mord einen Krieg gewinnen können, der trotz ihrem Wüten doch die große Probe bleibt zwischen Recht und Unrecht, Tapferkeit und Feigheit, Ehrlichkeit und Teufels, Ehre und Schande?

So verstehen wir den Tod dieser Gefallenen: sie sind uns heilige und teure Zeugen dafür, daß wir auf rechten Wegen gehen. Der Sprecher des Führers, der gestern unter uns weilt, hat ihnen als ein bedeutsames Geleitwort die Worte nachgerufen: „Die Kinder, die in den Luftkriegs-gebieten dem feindlichen Terror zum Opfer fallen, haben Millionen Kindern in der späteren Zukunft des Reiches den Weg. Die Frauen, die in diesen Gebieten unter dem feindlichen Bombenterror ihr Leben ausbuchen, geben Millionen Frauen in kommenden Jahren und Jahrhunderten wieder das Recht und die Möglichkeit, Kindern das Leben zu schenken.“ Solche Gedanken fordern das Sterben dieser Gefallenen von uns. Denn wäre nicht dieser Glaube in unseren Herzen, dann müßten wir verzweifeln, dann würden wir uns verabschieden mühen, den Sinn ihres Sterbens zu finden. Nur der Glaube an die Zukunft Deutschlands kann ihren Tod verkraften — der Glaube, daß sie gefallen sind, damit der Sieg unser sei. Freilich: der Glaube allein wird diesen Sieg nicht herbeizwingen. Dazu bedarf es der Taten. Reichsminister Dr. Goebbels hat mit klaren Worten ausgesprochen, wie diese Taten aussehen müssen: „In diesem Fall schreit der Tod nach Vergeltung; denn diese Toten sind einem kalten, berechnenden Unmensch zum Opfer gefallen. Dieser Unmensch wird erst dann ein Ende finden, wenn er durch schmerzhaft, immer sich wiederholende Gegenschläge niedergebissen wird. Das deutsche Volk gelobt durch meinen Mund unseren Toten, daß wir ihr Opfer in diesem Sinne verstehen, und es deshalb auch nicht umsonst gewesen ist.“ Das ist ein feierliches Gelöbnis, doppelt ernst und bedeutsam im Angesicht dieser Gefallenen. Aber nur mit einem solchen Gelöbnis kann man Abschied nehmen von diesen Toten. Sie haben ein höchstes, unveräußerliches Recht darauf. Wehe uns, wenn wir es nicht einlösen! Wehe uns, wenn wir nicht alle bis zur letzten Faser durchdrungen wären, von der erbarmenden Notwendigkeit, an die Erfüllung der barmherzigen Pflicht, die ihr Sterben uns auferlegt, die äußerste Kraft zu setzen. So laßt uns Abschied nehmen von ihnen, die in der vordersten Reihe der kämpfenden Fronten gefallen sind — daß diese Front lebe, kämpfe und siege. Nur das Morgenrot des Sieges kann diesen Toten die letzte Verklärung bringen. An uns ist es, zu wirken und zu kämpfen, damit wir einmal den Lorbeer des Sieges entgegennehmen können. Wir werden ihn demnächst empfangen — und wir werden ihn den Gräbern legen, in denen wir betten mußten, was uns das Teuerste war. Zum Zeichen, daß ihr Tod dennoch der Sieg war.

Hans Chr. Meyer

e. — 25 Jahre bei der F. G. Der kaufmännische Ingegnieur Erich Ritter, Langestraße 21, bezieht am Dienstag das silberne Dienstjubiläum bei der F. G. Farbenindustrie A.-G. in Leverkusen.

Subhas Chandra Bose in Japan

Der indische Freiheitskämpfer wurde vom Ministerpräsidenten Tojo empfangen

Tokio, 19. Juni. Subhas Chandra Bose, der längere Zeit in Deutschland weilte, hatte den dringenden Wunsch, nach Ostasien zu kommen, um die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung Indiens zu erkämpfen. Nunmehr ist er in Tokio eingetroffen und wurde am 14. Juni vom Ministerpräsidenten Tojo empfangen. Außerdem hatte Bose Besprechungen mit den leitenden Beamten des japanischen Außenministeriums und führenden Offizieren der japanischen Wehrmacht.

Die Ankunft Subhas Chandra Boses in Japan und der Empfang des indischen Nationalistenführers durch den japanischen Ministerpräsidenten Tojo, so schreibt die Deutsche Diplomatische Korrespondenz, ist ein politisches Ereignis, das in Europa wie in Ostasien gewürdigt wird. Subhas Chandra Bose ist der einzige führende indische Nationalist, der sich gegenwärtig in Freiheit befindet. In Berlin und Rom gewann sich Bose als klarblühender und gerechter Anwalt des indischen Freiheitskampfes bald Freunde. Er wurde mehrmals vom Reichsaussenminister und später auch vom Führer und vom Duce empfangen. Bose erhielt in Europa die Überzeugung, daß die Völker der Dreierpaktstaaten und das indische Volk in ihrem gemeinsamen Kampf gegen den britischen Imperialismus natürliche Verbündeten sind.

So ungern man Bose scheiden sah, fanden die Beweggründe, die ihn nach Ostasien zurückführten, volles Verständnis. Indien ist heute zum Nachbarn des japanischen Herrschaftsgebietes geworden. Der unergiebliche Siegeszug Japans in Südostasien hat dem indischen Freiheitswillen mächtigen Antrieb gegeben. Die Aufgaben, die Subhas Chandra Bose in Ostasien vorfindet, sind vielfältig und weittragend. Ministerpräsident Tojo hat in seiner letzten großen Rede vor dem japanischen Reichstag dem indischen Volk abermals die Hand hingestreckt. Er hat den feilen Entschluß Japans verkündet, den britischen Einfluß in Indien auszumerzen und das indische Volk bei der Erlangung seiner Freiheit zu unterstützen. Aus der Haltung, die Japan den anderen Völkern gegenüber eingenommen hat, die seine Eroberungen aus der angelfächlichen Einflusssphäre in die Sphäre eines gemeinsamen ostasiatischen Weltreiches überführen, wissen die Indier, daß solchen Versprechungen die Tat folgt.

Die Leichtigkeit, mit der Bose sich von seiner indischen Heimat nach Berlin und Rom und von dort wieder nach Tokio begeben hat, die Herzlichkeit, mit der er in allen Ländern, die er unterwegs berührte, aufgenommen wurde, sind für das indische Volk ein neuer Beweis, daß die Welt aufgehört hat, angelfächlich zu sein. Daß den englischen Herren Indiens die Nachricht von der neuerlichen Reise Boses nicht annehmlich sein wird, bedarf keiner Erwähnung. Die Lage in Indien hat sich für die Engländer keineswegs verbessert. Am Beispiel Indiens demonstriert sich die Unfähigkeit der Engländer zu schöpferischen, zeitentsprechenden Lösungen. Der Mangel an staatsmännlicher Kraft verurteilt die britische Herrschaft über Indien zum Ende, wie er die britische Hegemonie über Europa beendet hat. Die Kraft zur nationalen Wiedergeburt und zur Befreiung von der Fremdherrschaft muß das indische Volk in sich selbst erzeugen. Es besteht kein Zweifel, daß dieser Prozeß im Gange ist und daß er unter der Führerschaft echter indischer Patrioten wie Bose seiner natürlichen Krönung

mit der Befreiung des indischen Volkes zutreibt.

Subhas Chandra Bose

wurde im Jahre 1897 als Sohn eines Beamten in Kuttak, Provinz Bengalen, geboren. Er entstammt demnach dem reichsten, dichtestbevölkerten und politisch maßgebendsten Teil Indiens. Bose studierte zuerst in Kalkutta und später in Cambridge und bestand die als besonders schwer bekannte Prüfung der Kandidaten für den indischen Zivildienst. Nach seiner Rückkehr nach Indien verzichtete er aber auf den Eintritt in den privilegierten Beamtenstand der englischen Verwaltung, der sich ihm durch Prüfung erschlossen hatte, und schloß sich Gandhi's Feldzug der „Nicht-zusammenarbeit“ an. In seiner bengalischen Heimat stieg er schnell zu führender politischer Stellung empor. Er wurde die rechte Hand des großen, noch heute in ganz Indien mit Verehrung genannten Bengalenführers C. N. Das und nach dessen allzu frühem Tode im Jahre 1925 sein Nachfolger. 1922/24 betätigte er sich als Schriftleiter der Zeitung „Norward“, 1924 wurde er Leiter der Stadtverwaltung von Kalkutta und fand auf diesem verantwortungsvollen Posten Gelegenheit, seine organisatorischen Talente und seine unermüdliche Arbeitskraft unter Beweis zu stellen. Eine Verhaftung machte dieser Tätigkeit ein Ende, und auch er lernte als politischer Depor-

tiert der „Sibirien Indiens“, Burma, kennen. Schließlich wurde er wegen schwerer Krankheit freigelassen unter der Bedingung, daß er sich zur Behandlung auf eigene Kosten nach Europa begab. Während eines mehrjährigen Exils, das er größtenteils in Österreich verbrachte, studierte er das politische Leben Europas und fand Gelegenheit, den sich vollziehenden Aufbau des neuen Deutschlands zu beobachten.

Bose hat während dieser Zeit eine ausgezeichnete Geschichte des indischen Freiheitskampfes von 1920/34 verfaßt. 1936 beim Tode seines Vaters nach Indien zurückgekehrt, und sofort wieder verhaftet, wurde er 1938 zum Präsidenten des Indischen Nationalkongresses gewählt. Während dieser Amtsführung kam es zu Meinungsverschiedenheiten mit Gandhi, dem Boses ungeteiltes Vertrauen auf sofortiges Losschlagen des Kongresses gegen England verriet. Für die Bedeutung Boses ist es bezeichnend, daß er trotzdem im Februar 1939 selbst gegen die Stimmen Gandhis und seiner Anhänger wieder zum Präsidenten des Kongresses gewählt wurde. Im April 1939 mußte er die Präsidenschaft niederlegen, und er schloß alsdann seine Anhänger zu einer eigenen Gruppe, dem „Vorwärts-Block“, zusammen, der innerhalb des Kongresses die radikalen und aktivistischen Elemente umschloß.

„Die Dreierpakt-Mächte werden liegen!“

Bose über den Krieg und die Befreiung Indiens

Tokio, 19. Juni. Der überraschend in Tokio eingetroffene Führer der indischen Freiheitsbewegung, Subhas Chandra Bose, empfing die Vertreter der in- und ausländischen Presse.

„Über 20 Jahre lang“, so erklärte Bose u. a., „hat meine Generation für die Freiheit unserer Heimat gekämpft und die Stunde erwartet, die es uns ermöglicht, diese Freiheit zu erringen. Jetzt ist diese Gelegenheit gekommen.“

Was auch immer die anglo-amerikanische Agitation großsprecherisch behaupten mag, so steht doch fest, daß das indische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit nichts sehr sehnsüchtiger wünscht als den Sieg der Mächte des Dreierpakt, denn der Sieg dieser Staaten bedeutet die Niederlage des anglo-amerikanischen Imperialismus, den Zusammenbruch des britischen Empires und damit die Wiederherstellung der Freiheit des indischen Volkes.

Die Mächte des Dreierpakt haben dem indischen Volk in seinem Freiheitskampf bereits große Hilfe geleistet und sich damit den Dank und die Sympathie des gesamten indischen Volkes erworben. Darüber hinaus wissen wir aber, daß es unsere Pflicht ist, für unsere Freiheit mit dem eigenen Blut zu bezahlen. Das indische Volk wird nur nach einer Feuerprobe befähigt sein, sich seine Freiheit zu erhalten und diese zu verteidigen. Unser Feind hat das Schwert gezogen, so daß wir ihn nur mit der gleichen Waffe bekämpfen und schlagen können.

Zeit ich vor über zwei Jahren Indien verließ, reiste ich praktisch durch die ganze Welt und hatte Gelegenheit, die internationale Lage zu studieren. Ich bin gegenüber den Schwierigkeiten, die noch auf dem Wege der Mächte des Dreierpakt lie-

gen, nicht blind, kenne aber auch ihre Stärke und ihre Kräftequellen. Deshalb können mich alle Agitationen des Feindes nicht beeindrucken. Wenn mit Agitation ein Krieg zu gewinnen wäre, dann hätten die Gegner der Achsenmächte schon längst siegeln.

Aus eigener Kenntnis der allgemeinen Kriegslage habe ich die hundertprozentige Überzeugung gewonnen, daß die Mächte des Dreierpakt und ihre Verbündeten unter allen Umständen siegen werden, wie lange der Krieg auch dauern möge.

Das indische Volk begrüßt Japan als einen Freund und Verbündeten in dem Kampf um seine Freiheit. Japan war ja die erste asiatische Macht, die erfolgreich gegen fremde Einflüsse in Ostasien vorging. Ein starkes Japan ist notwendig zur Wiedergesundung Asiens.

Subhas Chandra Bose sagte bezüglich der inneren Haltung und Lage Japans, daß er den Geist der Opferbereitschaft und den großen Optimismus bewunderte, der das ganze japanische Volk besele. Die wirtschaftliche und vor allem die Ernährungslage Japans seien recht befriedigend. Darüber hinaus könne der fremde Beobachter erkennen, daß Japan über ungeheure Reserven an Menschen verfüge, die es immer, wenn Zeit und Notwendigkeit es erforderten, einzusetzen in der Lage sei. Alle diese Gründe berechtigten, mit absoluter Zuversicht die Befreiung seiner indischen Heimat und die endgültige Niederlage der angelfächlichen Mächte zu erwarten.

Auf eine Frage betätigte Bose, daß selbstverständlich Pläne bestünden, um den bisherigen zivilen Ungehorsam in aktive Waffengewalt umzuwandeln. Einzelheiten hierüber könne man aus begründeten Gründen

nicht bekannt gegeben. Soweit das indische Volk nicht in der Lage sei, aus eigenen Kräften diese gewaltsame Befreiung durchzuführen, werde man selbstverständlich jederzeit auch dankbar fremde Hilfe anerkennen.

Die Unabhängigkeit Burmas und der Philippinen, die von Japan zugesagt wurde, sei für das gesamte indische Volk ein weiterer Ansporn, sich mit neuen Kräften für die Freiheit des eigenen Landes einzusetzen. Es sei gleichzeitig die Antwort auf die Verdächtigungen, die England und USA Indien Japan gegenüber aussprechen. Japan habe hier gezeigt, daß es ihm ernst sei mit den von ihm verkündeten Kriegszielen.

Zur Ernennung Boses zum Vizekönig bemerkte Bose, daß dies kaum eine Anerkennung in der Verwaltung Indiens bringen dürfte. Man könne erwarten, daß damit der militärische Druck und die Gewalt, die auf das indische Volk bereits ausgeübt wurden, in Form einer Militärpolitik noch verstärkt würden.

Nach dem Grund seiner Reise nach Japan, fragte, erklärte Bose, daß es heute gelte, die Indier in aller Welt im Kampf um die Freiheit ihrer Heimat zusammenzufassen, denn der Kampf der im Auslande lebenden Indier sei genau so wichtig wie derjenige der Brüder zu Hause.

Die indische Freiheit ist ein Kampf um die Freiheit der Welt.

Tokio, 19. Juni. „An Subhas Chandra Bose begrüßt das japanische Volk einen der größten Vorkämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit Indiens“, schreibt Domei in einem ersten Kommentar zum Eintreffen Boses in Tokio, das hier große Überraschung auslöste. Wie inzwischen bekannt wird, hat Bose bereits an der Sonderkonferenz des japanischen Reichstages teilgenommen, in der Premierminister Tojo erklärte, daß Japan alle Mittel und Möglichkeiten erschöpfen werde, um sich für die Befreiung des indischen Volkes vom fremden Joch und für seine Unabhängigkeit einzusetzen. Diese Erklärungen Tojos stelle, wie Domei betont, die beste Begründung Subhas Chandra Boses in Japan dar.

Telegramm des Reichsaussenministers

Berlin, 19. Juni. Reichsaussenminister von Ribbentrop sandte aus Anlaß der Ankunft Subhas Chandra Boses in Tokio an diesen folgendes Telegramm:

„Zu Ihrer Ankunft in Ostasien schicke ich Ihnen meine herzlichsten Grüße. Bei dieser Gelegenheit danke ich Ihnen auch für Ihre an den Führer und an mich gerichteten Abschiedstelegramme, in denen Sie auf Ihre Solidarität mit Deutschland im Kampf gegen die gemeinsamen Feinde hinwiesen. Wir wünschen Ihnen für den weiteren Freiheitskampf des indischen Volkes allen Erfolg.“

Die Gottlosen-Liga in der Sowjetunion

W. K. Kaban, 19. Juni. (Eig. Bericht.) Lieber die Verfolgung der Religionen durch den Bolschewismus macht die Zeitung der portugiesischen Nationalisten „Alto“ bemerkenswerte Angaben, die sich auf amtliche Zahlen aus sowjetischer Quelle stützen. Danach befanden zu Anfang des Jahres 1940 in der Sowjetunion insgesamt 95 477 Zellen der Gottlosen-Liga. Bis zu Anfang 1941 war diese Zahl auf 115 477 gestiegen. Die Mitgliederzahl der Liga betrug Anfangs 1940 2 299 036 und stieg in einem Jahr auf 3 450 182. In diesem Jahr veranstaltete die Liga 239 000 Versammlungen und Kundgebungen, in denen etwa elf Millionen Personen teilnahmen. Der „Antireligiöse Verlag“ in Moskau gab in der Zeit von 1928 bis 1940 1 832 verschiedene Schriften heraus mit einer Gesamtauflage von rund 140 Millionen Stück.

An Peter Hofeggerts 25. Todestag

W. G. Graz, 19. Juni. Mit würdigen Feiern wird der Graf Steiermark am 25. Todestag Peter Hofeggerts seines großen Sohnes gedenken. Am 27. Juni wird Grafsteiner und Reichsstatthalter Dr. Liebermeister in einem Gedächtnis den Dank der deutschen Nation für Wert und Leistung des aus der Einsamkeit eines steirischen Bergdorfes in sein Volk hineingewachsenen Dichters zum Ausdruck bringen. Das Grazer Opernhaus begehrt diesen Gedenktag mit der Aufführung des selten gehörten Meisterwerks eines anderen großen Steirers, des „Corregidor“ von Hugo Wolf. Am Vorabend, dem eigentlichen Gedenktage, wird in einem großen Konzert das „Weltliche Requiem“, ein Werk, das Zepf Hofeggert, der älteste Sohn Peter Hofeggerts, nach Worten des Vaters geschaffen hat, erklingen. Gleichzeitig stehen in Graz folgende Ausstellungen offen: Die Hofeggert-Ausstellung der Steiermärkischen Landesbibliothek und die Ausstellung „Steirische Baugesinnung“ im Landesmuseum Joanneum, ferner eine Ausstellung „Hofeggert-Bildnisse“ in der Neuen Galerie.

Peter Hofeggert gehörte. Der bekannte Berliner Maler und Grafiker Paul Pasche starb im Alter von 68 Jahren auf einer Reise in Bayern. Die Reichshauptstadt, in der er auch das Licht der Welt erblickte, gab ihm die Hauptmotive seines Schaffens. Besonders geschätzt wurden seine Pastelle.

Der Rundfunk am Sonntag. Nachschonprogramm: 9-10 Uhr: Unter Schachstein. 11-12 Uhr: Aus Oper und Konzert. 12-12.30 Uhr: Wieder zum Wettbewerb. 12.30-14 Uhr: Das deutsche Volkstümliche. 14.30-15 Uhr: Albert Einstein erzählt. 15-15.30 Uhr: Musik aus hundert Jahren. 15.30 bis 16 Uhr: Hans Band spielt auf. 16-18 Uhr: Reichspost-Rundfunk. 18-19 Uhr: Robota dirigiert Bruckners neunte Sinfonie. 19-20 Uhr: Eine Stunde Zeitgeschichte. 20.15-22 Uhr: Aus Film und Operette. 22.30-24 Uhr: Sommerkonzert Melodie. 24-25 Uhr: Deutsches Land. 25-26 Uhr: Bach. 26-27 Uhr: Takt. 27-28 Uhr: Sommerkonzert. 28-29 Uhr: Unterhaltung mit Erich Böckel. 29-30 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 30-31 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 31-32 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 32-33 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 33-34 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 34-35 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 35-36 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 36-37 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 37-38 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 38-39 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 39-40 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 40-41 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 41-42 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 42-43 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 43-44 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 44-45 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 45-46 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 46-47 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 47-48 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 48-49 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 49-50 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 50-51 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 51-52 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 52-53 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 53-54 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 54-55 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 55-56 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 56-57 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 57-58 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 58-59 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 59-60 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 60-61 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 61-62 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 62-63 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 63-64 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 64-65 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 65-66 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 66-67 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 67-68 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 68-69 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 69-70 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 70-71 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 71-72 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 72-73 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 73-74 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 74-75 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 75-76 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 76-77 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 77-78 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 78-79 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 79-80 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 80-81 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 81-82 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 82-83 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 83-84 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 84-85 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 85-86 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 86-87 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 87-88 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 88-89 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 89-90 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 90-91 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 91-92 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 92-93 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 93-94 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 94-95 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 95-96 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 96-97 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 97-98 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 98-99 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte. 99-100 Uhr: Musikalische Zeitgeschichte.

Die Nelke und der Kreiselkompaß

Von Walter Persich

Die Seefahrt ist ein hartes Geschäft, und ein anderes ist der Handel. Beide sind grundverschieden voneinander, aber keines von beiden ist ohne das andere denkbar.

Die Seefahrt ist eine abenteuerliche Sache. Kopf und Argen kann sie kosten, niemals geht es ohne Beulen und Risse ab. Der Handel, so sollte man meinen, ist eine nüchterne Angelegenheit.

Wenn ich an Werner Anton Hübbe denke, habe ich gewissermaßen ein lebendes Beispiel für dies gefunden. Dieser Herr Hübbe war zu seinen Zeiten, also bis vor wenigen Jahren, eine bekannte Erscheinung in Hamburg. Ein flotter alter Herr mit weißblonden Haaren, rötlich gesundem Gesicht, erstaunlich jugendlichen feuchten Augen und außerordentlich gewählter Kleidung. Das bezeichnendste an Hübbe aber waren zwei Dinge: seine täglich frische rote Nelke im Anpflöck, die ihm immer etwas freundlich Unternehmungslustiges verlieh, selbst an den grauesten und nüchternsten Tagen und selbst in den ödesten und aufreibendsten Verhandlungen — und sein Kreiselkompaß.

Ich kam erst kurz vor seinem Tode dahinter, und es wäre mir kaum so sehr bewußt geworden, wenn er nicht bald darauf zum letzten Male mit seinem würdevollen Spazierstock den Jungfernstieg begrüßt und vor dem Alsterpavillon seinen Kaffee getrunken hätte — denn mit seinem Hingang war eine Lücke entstanden. Anton Werner Hübbe fehlte bei so manchen Anlässen. Es fehlte seine optimistisch leuchtende Nelke, sein gewinnendes, seniores Lachen — es fehlte sein verkommenes Betragen des Kreiselkompasses.

Sie wollen nun endlich wissen, was eigentlich mit dem Kreiselkompaß los ist. Machen Sie sich bitte keine übertriebenen Vorstellungen. Es handelte sich um einen ganz gewöhnlichen und schon reichlich altertümlichen Kreiselkompaß in einem bliglant gepulsten Messinggehäuse — und dieses Instrument befand sich im Kontor Hübbes, genauer gesagt über seinem Schreibtisch. Das Ding gehörte zu den Selbstverständlichkeiten in Hübbes Leben, man dachte überhaupt nicht daran, ihn deshalb mit neugierigem Fortschrit zu betrachten. Nun, einmal verteil ich doch darauf. Ich mußte in seinem Privatkontor eine Weile auf ihn warten, während er noch schnell ein paar Briefe unterschrieb, und dabei freiste mein Auge den Kreiselkompaß. Draußen am Alten Wandbrunn wurde das Straßenpflaster vom Gewicht eines der mammuthaften Lastwagen erschüttert, die Koffer und Kisten an den Speichern abließen. Der Boden

des Kontors bebte, die Wände zitterten leicht, man fühlte das Vibrieren bis in den Stuhl hinein. Der Kreiselkompaß hingegen hing in seiner Gabel wie außerhalb der Welt. Ich mußte in diesem Augenblick an seine eigentliche Aufgabe denken, die darin besteht, bei allen Bewegungen eines vom Sturm hin und her geschleuderten Schiffes in einem Schwebestand zu verbleiben das einzige in Wahrheit feststehende Ding zu bleiben.

„Zag mal, Hübbe“, drängte ich mir nun doch eine neugierige Frage auf, „spielst du hier an deinem Niederkreiselkompaß eigentlich den Kapitän, daß du dir einen Kreiselkompaß an die Wand gehängt hast? Oder lügst du, ganz Hamburg könne irgendwann einmal den Kurs verlieren, und da sei es dann gut, ihn wieder ausstellen zu können?“

Hübbe klappte eben die Unterschriftenmappe zu, ging an den Wandbrunn, holte eine Flasche Rognon, zwei Gläser und eine Riste Zigarren heraus und stellte dies alles auf den Nachschiff.

„Es ist kein Wetter für einen Stadtbummel“, meinte er, als hätte meine Frage ihn überhaupt nicht berührt. „Ich glaube, wir machen es uns während der stillen Stunde hier gemütlich, was? Also denn.“

Er schenkte ein und wir brannten uns eine Zigarre an.

„Ja“, kam Hübbe von selbst auf die Sache zurück, „du bist mit deinen Vermutungen der Wahrheit sogar ziemlich nahe, alter Freund. Am Schreibtisch eines Kontors kann man tatsächlich so etwas Ähnliches wie ein Kapitän sein. Na, und denn die Sache mit dem richtigen Kurs — es hat Zeiten gegeben, in denen es eilig schied damit aus.“

„Trotzdem“, wandte ich ein, „bist du nicht der Mensch, aus irgendwelchen, sozialen philosophischen Erwägungen ein Spielzeug in die Sachlichkeit des Geschäftsbetriebes zu verpflanzen. Es hängt an der Kompaßgabel auch eine persönliche Erinnerung. Ich merke darauf.“

Hübbe übernahm ich als Kapitän der „Finisterrre“ die Schiffsführung der Welt. „Daneben“, ihr Kapitän, der das Rad nicht verließ, hatte ihnen den Kompaß mit ins Rettungsschiff gegeben, so waren sie wieder auf die große Seefahrt gekommen. Sie schenkten mir das Ding da zur Erinnerung. Obgleich ich selbst Seemann war, ging mir in dem Augenblick richtig auf, was so eine kleine Magnetnadel bedeutet, die uns dazu verhilft, unter der Driß der Sterne und in den Strömungen der Weltmeere immer wieder auf die Route zu kommen, die nach Hamburg führt. Immer zeigt die Nadel in die gleiche Richtung. Und daran hab ich begriffen, daß es ganz gleichgültig ist, welchen Standort einer im Augenblick bestimmt. Die Mitte der Welt und die Mitte des Lebens ist immer da, und wenn das mal nicht ist, dann ist was kaputt an ihm, nicht an der Welt. Aber das verstehst du noch nicht, und brauchst du auch noch nicht zu verstehen. Die Hauptfrage, der Kreiselkompaß verschwindet, solange einer von den Hübbes lebt, nicht wieder aus dem Niederkontor.“

„Ich weiß nicht“, räumte Hübbe ein, „ob der Kreiselkompaß etwas damit zu tun hat, daß mein Großvater vom Kapitän zum Reeder umstufte. Immerhin ließe es sich denken, denn ausweisend hat dabei die Erkenntnis eine Rolle gespielt, daß man hier am Alten Wandbrunn eigentlich genau so gut auf Schiffsplanen steht und in Stürmen durchhalten muß, wie draußen auf See. Ich jedenfalls habe immer Hamburg gesehen, sobald ich in der Welt rumgeschwirrt — und sobald ich meinen Kahn am heimatischen Kai festmachte, entdeckte ich in Hamburg die Welt. Uebrigens habe auch ich mir eine kleine Erinnerung mitgebracht, allerdings eine, die ich täglich erneuern muß.“

Vermutlich, dachte ich, tramt er nun irgendeine kostbare Kuriosität hervor. Aber Hübbe tat nichts dergleichen.

„Meine Nelke!“, erklärte er, von meiner übertriebenen Erwartung sichtlich belustigt. „In ihrem Zeichen habe ich im Süden eines bescheidenen Lebensglaubens gefunden. Ein einziges Mal in meinem Leben war ich ein paar Wochen in Nizza, auf meiner Hochzeitsreise. Es war eine unvergessliche Zeit. Damals sagte ich mir: Was auch Schwebes kommen mag, dies kann dir niemand wieder rauben. Seit jenen Tagen habe ich noch keinen auf meine Anpflöckchen verzichtet. Und — so komisch es ist — mir scheint, sie vertritt sich recht gut mit dem Kreiselkompaß.“

„Sie ergänzt ihn“, pflichtete ich bei.

„Und“, Hübbe nickte dem Kompaß zu, der blaut in seiner Gabel hing, „er ist mit ihr gut Freund: steht bu, er spiegelt in seiner Rundung ihr Bild. Was will man mehr?“

Walter Bloem:

Die Heimat und mein Werden

I.
Die Schriftleitung hat den Wunsch ausgesprochen, von mir aus Anlaß meines 75. Geburtstages einige Mitteilungen aus meinem Leben zu erhalten. Ich glaube dem Sinn dieser ehrenvollen Einladung zu entsprechen, wenn ich über meine Beziehungen zu meiner alten Heimat berichte. Ich bin von Abstammung kein Bayerischer, sondern Niederhessländer. Meine väterliche Familie stammt, wie schon der Name beweist, aus Holland. Das ist eigentlich der holländische Name für u. Aber seit derjenige meiner vier Großväter, dem ich wie auch meine Frau, unseren Namen verdanken, aus Holland einwanderte, wurden wir von der neuen Umgebung allgemein „Blöhm“ angeredet und haben uns schließlich darin gefunden. Mein in Düsseldorf geborener Vater ließ sich nach bestandener Medizinerexamen als „Abdol-Amvati“ in Elberfeld nieder. So bin ich als Wuppertaler geboren.

Ich habe in meiner Vaterstadt die ungetrübteste Glückseligkeit meines Lebens erfahren. Mein Vater, Julius Bloem, war mehr Künstler als Jurist — unter allen Klavierspielern, die nicht Berufsmusiker waren, der unvergleichlich bedeutendste. Musik war sein eigentliches Lebens-element, aber auch in allen anderen Künsten war er zu Hause, und die Anregungen, die er ausströmte, läßt hundert Reime künftigen Schaffens in meine Seele. Als Vierundvierzigjähriger erlor er sich das vierundzwanzigjährige Fräulein Marie Hermes, die Tochter einer alten mennonitischen Kresfelder Fabrikantenfamilie, zur Ehe. Sie hatte das in damaligen Zeiten nahezu Unerhörte erreicht, daß sie als Kind eines quäberrgerlichen Hauses sich zur Sängerin ausbilden durfte. Sie stand unmittelbar vor der Konzertreise, als der fünfjährige Jurist sie entdeckte und ihrer Laufbahn entgegen, um sie zur musikalischen Seele seines Hauses zu machen. Stellen Sie sich vor, was für eine Jugend ich gehabt habe! Ich wurde mit Musik gesät, gebadet, in den Schlaf gewiegt... Emil Nittershaus, mit uns sehr entfernt verwandt, dichtete damals über meinen Vater:

„Er hat, weil ihn das Schreien geniert,
sechs Wiegenliedlein komponiert,
die singt er nun mit Frau Marie'n,
und sänslich schläft der Wengel ein.“
Der Wengel war ich!

Meine früheste bewußte Erinnerung schlägt schon den großen Grunddall meines Lebens an: der Arie. Am ersten Sedanfeiertag, also am 2. September 1871, bin ich im väterlichen Garten unseres Hauses, Raststr. 10, auf einem herrlichen Stedenpfad umhergelockert, habe ein schwarzweißes Hähnlein gefangen und so auf meine Weise Sedan gefeiert. Dabei bin ich über meine eigenen kleinen Reaktionen gestolpert, bin mit der Stirn gegen die mit „Leben“ belegte Südwestwand meines Elternhauses geschlagen und habe mir die erste von unzähligen Wunden geholt. Und nun ist etwas unjagbar Wunderbares geschehen: ich wurde von einem richtigen Soldaten in voller Uniform verbunden. Unser Hausarzt, der den Franzosenkrieg mitemacht hatte, wurde von der Sedanfeier geholt. Er kam mit Helm, Epauletten und Orden und hat mir zwei „Nadeln“ ge-
legt... Das ist mir als erste bewußte Kindheits-
erinnerung mit allen Einzelheiten gegenwärtig
geblieben. Der Krieg stand also an der Pforte
meines Innenlebens. Zwei Jahre später kam das
zum urkundlichen Beweis. Es regte sich der Ur-
anfang künstlerischen Gestaltungstriebes. Ich fing
an zu zeichnen — nichts als Soldaten und
Schlachten, wie eben Vierjährige sich das vor-
stellen. Meine Mutter begriff schon damals, daß
in ihrem Erbsling etwas Besonderes zum Lichte

wollte. Sie bewahrte diese Fingerübungen mei-
nes Kunsttriebes auf. So ist heute noch ein gan-
zer Stoß meiner kindlichen Schlachtgemälde vor-
handen.

Die Musik meiner Eltern durchdrang mein
und meiner Brüder ganzes Jugendleben. Welche
Zeligkeit, in die Sphäre der Musik zu gehören zu
dürfen, wenn Mutter sang und Vater sie mit
einer Feinfühligkeit begleitete, die ich später von
den berühmtesten Meistern niemals übertriffen
geheißt habe! Die großen Abonnementkonzerte im
„Kafino“, die Männerchöre der „Liedertafel“,
die ersten Opernvorstellungen wurden dabei am
Klavier sorgsam vorbereitet. So lernte schon
meine früheste Kindheit die Kunst als das Zen-
tralheiligtum der Seele verehren. Auch in der



Dr. Walter Bloem 75 Jahre

ganzen übrigen Breite meines Kinderlebens hat
das Elternhaus alle guten Triebe verständnis-
voll, gütig und befeuernd zur Reife ent-
faltet.

Mit Freundschaft war ich von früh an reich
beglückt. Mehr als eine meiner Jugendfreunds-
chaften hat lebenslang gehalten. Einen Namen
muß ich nennen: der älteste Sohn der eng befreun-
deten Familie Otto Grütze, die, er trägt den
Vornamen seines Vaters, ist mir seit unserer
ersten Begegnung im Stedien bis zur Stunde
der unerschütterlich treue, antwortende, wo es galt,
auch mit der Tat fördernde Vertraute meines
Lebens geblieben, und seine Familie ist in dieser
wahrhaft brüderlichen Herzensharmonie mit ein-
geschloffen.

II.

Eine entscheidende Rolle in der Gestaltung
meines Daseins hat auch die Schule gespielt. Das
Elberfelder Gymnasium, die altberühmte Latina,
hat mich vom WC-Schüler bis zum Primus
emum gefördert und meinem Aufstieg die
Grundlage eines begiegnen Wissens verliehen.
So hat Kaden u. f. in meinem Gedächtnis die
Fundamente einer Latinität eingemauert, die mich
befähigte, vor vier Jahren, nachdem ich ein halbes

Nachhundert lang den Horaz nicht mehr in der
Hand gehabt hatte, binnen zehn Wochen seine
sämtlichen 120 Oden und Epoden in freie, deutsche
Verse zu übertragen und damit den Alten — wie
ich mir einbilde! — wieder zu einem springleben-
digen Gegenwärtigen zu machen. Carl Bar d
aber hat später dem Primaner einen Oberbau
seiner Bildung verliehen, der sich als tragfähige
Basis erwies für eine einigermaßen viel-
seitige geistige Entwicklung durch das spätere
Leben.

Heim und Schule haben in meinem Jugend-
leben niemals als gegensätzliche, vielmehr als eng
verbundene Mächte gewirkt. Auf der Grenze beider
steht ein Gebilde, auf das ich besonders stolz bin:
das „Lesebüchlein Litteraria“. Es wurde im
Winter 1883/84 in meinem Elternhause gegründet
und besteht noch heute — ein wohl sehr seltener
Fall! Auch sein Wesen verdient eine eigene Dar-
stellung, zumal da ich behaupten kann, daß ich ihm
für sein ganzes Bestehen die geistige Grundlage
verliehen habe: die kompromittlose Ausrichtung
auf die ausschließliche Pflege der größten und
anspruchsvollsten Meisterwerke der dramatischen
Weltliteratur.

Als letztes Geschenk der Heimat muß ich die
Naturliebe nennen, der ich, auch wieder unter
Führung des Elternhauses, die zahllosen Spazier-
gänge und Wanderungen durch die Wuppertal-
landschaft verdanke. Sie gab auch den schimmer-
nden Rahmen für junges Liebesglück und Liebes-
leid. Dem aber sind die ersten wirklichen Gedichte
entflohen — nach den kindlichen Reimereien, die
von meinem zehnten Jahre beginnend allmählich
die zeichnerische Kunstbetätigung verdrängt hatten.
Und für solches junge Dichten hat sich ja die At-
mosphäre des Wuppertales seit länger als einem
Nachhundert immer besonders förderlich erwiesen
— dieser Zusammenklang aus erfrischer, ja harter
Arbeit, fälschlich gebauener wie festerer Arbeit ein-
gebornter Frömmigkeit, fränkischer Frömmigkeit
und sächsischer Jähigkeit, alles umarmt vom
Nahmen der heimischen Wald- und Bergwelt,
durchschallt vom Feiertag eines Glockengeläutes,
vom gewaltigen Schallbecken des Tales zu einer
Wirkung zusammengefaßt, wie ich sie ähnlich in
der ganzen Welt nur noch in Heidelberg gefunden
habe.

Nach im Banne der Heimat ist dann auch mein
dichterisches Jugendwerk entstanden. Drei Ein-
flüsse sind festzuhalten: Die ältere Generation der
Wuppertaler Dichter, vom durch ganz Deutschland
zeitberühmten Vorden Emil Nittershaus über den
feinsinnigen Dr. und Großes erstrebenden Dra-
matiker Friedrich Noeber und den Begeisterung
geschwellten Paul Scherberg bis zu dem Dichter
eines echten Volksliedes — Otto Hausmann „Zieh
hinaus beim Morgengraun“... Die Männer
zahlen nicht zu den großen Genies des deutschen
Varnah. Aber vor die Seele des verdrehten Knaben
haben sie das hohe Vorbild eines Dichters
gestellt, das sich nicht in romantischer Genie-
vergötterung abhebt des Wertes, sondern
im Volke wurzelt, aus ihm emporstrebt, aber
seinen höchsten Stolz in der Begabung erblickt,
am Volke wirken zu können — in seiner Mitte.
Das verwirklichte Kunstbild darzustellen eines
Menschen, dessen Stern in die Höhen des
Ideals aufsteigt, während der Fuß fest in der
Wirklichkeit des nationalen Alltags wurzelt,
dessen fleißige Feder um die Wette mit dem
„Handarbeiter“ das Brot für den Meister und die
Zeichen erwarb. Aus dieser Gruppe ist auch der
Mann hervorgegangen, der mich, selbst gegen
meinen Willen, zum ersten Male der Dichter-
schaft als Dichter vorstellte: der junge Journalist
Albert Herzog, der erste Schriftleiter des neu
gegründeten „General-Anzeigers für Elberfeld
und Varnen“.

Die eigentlichen großen dichterischen Anregun-
gen aber verdanke ich einem Kreise von Lehrern,
über dessen Bedeutung für mein Schaffen ich mich
an dieser Stelle kurz fassen kann. Denn mein

Freund Karl Hartmann hat auf meine Bitte
über ihn berichtet. (Siehe Ausgabe vom Freitag,
18. Juni 1943.) Es bleibt mir nur übrig, hier in
Kürze auszusprechen, daß ich in diesem Kreise den
harten Handwerksmeister gelernt habe, der eine feste
Grundlage meines ganzen Schaffens wurde und
erreicht hat, daß alles, was ich wirkte, im tech-
nischen Sinne „gekonnt“ ist.

Als ich zu Ostern 1886 auf Deutschlands hohe
Schulen entlieft, rief die Verbundenheit noch nicht
ab. Nach bestandener Referendareramen lehrte ich
ins Elternhaus zurück, das ich erst im Herbst 1895
nach dem Medizinerexamen verließ.

Damals war mein Vater noch immer in Elber-
feld als Rechtsanwalt tätig, und wie er einst vor
seinem Bruder aus Düsseldorf gewichen war, so
siedelte ich nun nach Varnen über, um dort neun
Jahre als Anwalt tätig zu sein. Hier fand ich
bald einen neuen Freund, dem ich lebenslangen
Dank schulde, in meinem Kollegen Paul W e f e n-
feld. Eine festschüssige, ungetriebene, „juristische
Ehe“ hat uns zu sehr erfolgreicher gemeinsamer
Berufstätigkeit verbunden. Und als ich damit Mitte
1904 die Last des Doppelberufes nicht länger er-
trug, hat er mir durch sehr großzügige Abwidlung
unserer beruflichen Beziehungen den Uebergang
ins neue Leben erleichtert. Auch der ganze Freun-
deskreis, der mich während meiner Varnen Jahre
in sich aufnahm, die Zugehörigkeit zur „Gesellschaft
Concordia“ und das rege geistige Leben des Wup-
pertales haben dazu beigetragen, mir den Abschied
von der alten Heimat sehr zu erleichtern.

Inzwischen hatte ich ja auch die seit langem
barren Braut heimführen können. Zwei Kinder
waren dem Bunde entflohen. Mein Drama
„C a u b“, entstanden im Kreise meiner Lehrer-
freunde, hatte mir in wunderbarem, eigenartigem
Glücksfalle die erste deutsche Bühne und damit
auch die heimatische Erde geöffnet. Ein zweites Drama
„H e i n r i c h v o n P l a u e n“ hatte es gar im
Varnen Stadttheater zu einem richtiggehenden
Theatererfolg gebracht. „Es werde Licht“
war vom Kölner Stadttheater aus über fast alle
deutschen Bühnen gegangen, und dieser Erfolg
hatte mir auch den Mut gegeben, mit meiner
juristischen Vergangenheit zu brechen.

So begann der „Flug in die Welt“ — ein
Dichtersdrama voll zähen Kampfes, voll außer-
ordentlicher Erfolge und harter Rückschläge, voll
Ruhm und Enttäuschung, immer aber reich an
frischer, selbstverleugnender Hingabe an mein
Werk und stetem Dienst an Volk und Vaterland,
das mir allem Waffensiebenden und Soldaten
stets himmelhoch über dem eigenen Sein und
Schaffen gestanden hat.

Alle Grundzüge meines Wesens und Wertes
aber waren bei meinem Scheiden aus der Hei-
mat vollkommen fertig ausgeprägt. Es ist nichts
grundlegendes Neues hinzugekommen — so vieles
Untrümmte ich auch dann da draußen erlebt
habe. Ich habe die ganze Erde umreist, ich habe
in den zwei größten Kriegen der Weltgeschichte
geleitet, was meine Kräfte zu leisten mir ge-
boten. Ich habe ein Werk von einem riesen-
umfang veröffentlicht, von dem knapp die Hälfte
einen die ganze deutschsprachige Welt umfassen-
den Erfolg erzielt hat, die zweite und leistung-
mäßig viel bedeutendere aber infolge des Wan-
dels der Zeiten noch fast unbekannt geblieben ist.
Ein weiterer Teil, etwa ein Drittel meines Ge-
samtwerkes, ruht noch unveröffentlicht in meinem
Archiv. Das dies Welt meinem Volk und der
Welt an unvergänglichen Werten gegeben hat,
darüber wird die Zukunft das letzte Wort spre-
chen. Eines glaube ich, hat die Nation schon
heute begriffen: daß ich lebenslang, in Frieden
und Krieg, in Leben und Dichten ihr ein treuer
Soldat gewesen bin.

Und tren, wie meinem Volke, bin ich meiner
alten Heimat. Sie hat mir nicht alles geben
können, was ich brauchte. Aber alle Grundzüge
meines Wesens, alle Grundbestandteile meines
Schaffens, danke ich ihr.

Gewitternacht in Baden Baden

(19. Fortsetzung)

XIV.

Zwei Minuten nach zehn legte der Geiger
Peter Wörner die Violine in den Kasten, schloß
ihn ab und brachte sie dem Portier, damit er sie
in dem Safe, wo die Wertgegenstände der Gäste ver-
wahrt wurden, bis morgen früh einschlief. Er
hatte diese Bedingung vor Abschluß des Engage-
ments an das Grand-Hotel gestellt. Dann raste
er mit weiten Sprüngen die Treppe hinauf in
sein Zimmer und begann sich mit fliegenden Hän-
den umzuzeihen. Dabei warf er einen Blick durch
das offene geliebte Fenster auf die jetzt dunklen
Höhen des Merkurs und freute sich, daß das Ge-
witter, das den ganzen Abend über gedroht hatte,
abgezogen war. Zerrissene Wolkenfetzen wan-
delten über den Himmel, und manchmal tauchte die
Scheibe des Mondes über ihnen auf.

Ungebuldig geriet Peter an der Krawatte, die
nicht sitzen wollte. Alles ging ihm nicht schnell
genug. Dieser windige Kalowitsch war zwar nicht
im Saal gewesen, er hatte auch nicht in der Halle
gelesen, wie ihm der Kellner, der dort bediente,
versichert hatte. Aber Käthe war nach Dienst-
schluß in verdächtigter Hast weggegangen. — Stellte
Peter fest, denn sie hatte nicht einmal Zeit ge-
funden, wie sonst ein wenig an der Glastür des
Speisesaals zu stehen und zuzuhören. Man durfte
den Gedanken, daß sie sich doch irgendwie mit
Kalowitsch getroffen hatte, nicht einfach von der
Hand weisen. Peter beschloß sich nicht, daß
seine Eifersucht kleinlich und schmerzhaft und
vielleicht nicht ganz vornehm sei. Aber was er im
Hotel sah und miterlebte, war nicht geeignet, sie
zu dämpfen. Sicher war sicher. Obwohl Frau
Niedel solch nächtliche Überraschungen nicht
schätzte, würde er doch unter dem Vorwand eines
Spazierganges, der zwar etwas seltsam anmutete,
in der Konditorei vorsprechen.

Peter war mittelmäßig, schlank und gewandt.
Er war ein ausgezeichneter Läufer. Es war für
ihn ganz natürlich, den Weg mit einem kleinen
Dauerlauf zu vereinen. Die Hände vor der Brust,
ließ er mit febernden Schritten, nachdem er das
Hotel durch den Lieferanteneingang verlassen hatte,
durch die Straßen. Er wußte, daß er bei die-
sem Tempo den Weg in etwa fünfzehn Minuten
zurücklegen würde. Er kam also noch vor halb

Elf bei Käthe an, eine Zeit, zu der Frau Niedel
noch auf sein würde.

Als er in den Höhenweg einbog, lag die
Straße in dem zitternden, silbernen Licht des
Mondes hell vor ihm.

Peter setzte zum Endspurt an, setzte an einem
eingebildeten Gegner vorbei und ging dann, das
Tempo mäßigend, die Kastanienallee hinunter, die
in den kleinen Vorgarten der Konditorei führte.

Hastig atmend blieb er vor dem Hause stehen.
Die Fensterläden waren geschlossen. Nichts deu-
tete darauf hin, daß noch irgend jemand auf sei.

Er wollte eben die Lippen spüren, um den zwi-
schen Käthe und ihm verabredeten Pfiff — ein
Motiv aus Tosca — ertönen zu lassen, als ein
peitschender Knall an sein Ohr schlug.

Unwillkürlich duckte er sich. Es hat jemand
geschossen, durchfuhr es ihn. Jetzt knallen Zweige,
als ob ein Mensch oder ein Tier durch das Un-
terholz bräche.

Zerumtoben war Peter nicht fähig, sich zu
rühren, dann schoß er auf das Haus zu, drückte
auf die Klingel und lautete Sturm.

Das Mondlicht erhellte die Tarnbede und die
kleine Pforte. Peter setzte sich in Bewegung und
ließ in den Park der Villa hinein.

Sie mußte der Schuß gefallen sein, oder hatte
er sich getäuscht? Seine Sinne irrten umher. Er
wußte nicht, daß sein junges Gesicht ganz fahl
wurde, er spürte nur sein Herz wild klopfen.

Auf dem großen Rasenbeet, dicht bei den Ro-
senstämmen lag ein Mann. Peter konnte ihn
deutlich in dem Licht des Mondes erkennen. Ein
Mann in einem grauen Anzug. Er war nach vorn
übergelehrt und regte sich nicht.

Peter rief einen lauten Schrei aus. „Zu Hilfe-
zu Hilfe!“ Er machte ein paar Schritte vorwärts
und beugte sich vor. Plötzlich schlug er stöhnend
die Hände vor sein Gesicht. Der Mann war Ka-
lowitsch.

Die nächsten Sekunden prägen sich seinem
Gehirn so deutlich ein, daß er sie nie vergaß.
Die weiße Rasenfläche auf die der Mond schien,
der unbewegliche Mensch mit der felsamen Wie-
gung der Arme, der Blumenkranz, der betäubend
auf ihn eindrang, das Rauschen der Bäume und
... „Haben Sie geschossen?“ fragte er heiser.

Vor einer Trauerbuche, die ihre Blätter tief
bis zum Boden wie einen Mantel um sich hüllte,
stand ein junger Mensch und starrte ihn an. Er
hielt eine Pistole in der Hand. Weit beugte er
den Oberkörper nach vorn, so weit, daß es selb-
sam erschien, daß er das Gleichgewicht halten
konnte. Sein weißes Gesicht schimmerte silbern.

Als der heitere Anruf Peters ihn erreichte,
starrte er sich. „Was denn?“ fragte er sinnlos.
„Was wollen Sie?“

Der Geiger setzte Fuß vor Fuß. Er war rat-
los, was er machen sollte. Noch nie hatte er eine
Situation erlebt, die mit dieser Irrgenie zu ver-
gleichen war. Es gab keinen Zweifel, daß dieser
junge Mensch — Peter erkannte, daß er bedeutend
jünger als er selbst sein mußte — den Mann, der
auf dem Rasen lag, erschossen hatte.

Jetzt machte der andere eine Bewegung, als
wolle er fliehen. „Bleiben Sie stehen!“ schrie
Wörner.

Fliegende Schritte knirschten auf dem Kies.
Eine Frau in einem weißen Kleid kam aus dem
Dunkel einer Allee. „Dieter! Mein Gott, Dieter!“
rief sie.

Im gleichen Augenblick ertönte die Stimme
von Frau Niedel von der Gartentür her. „Was
ist denn... was ist denn?“

Was jetzt geschah, war ein Durcheinander von
Schreidensrufen, Fragen, unnötigen Handlungen
und Verhören, die Tat zu begreifen. Frau Niedel
rannte auf die Frau im weißen Kleid zu. „Frau
Elle — Frau Elle!“ Sie erreichte Elle eben, als
diese wie ein Blatt, so leicht und schwebend ohne
allen Halt, zu Boden sinken wollte. Sie fing sie
auf und redete auf sie ein.

Käthe, in einem häßlich übergezogenen Morgen-
rod, griff nach Peters Hand, der seinerseits den
jungen Menschen, der wie an die Stelle gebannt
war zu Elle hinüberstarrte, nicht aus den Augen
ließ. In der unheimlichen Stille, die über allem
lag, hörte man jetzt nur die schluchzende Stimme
der Frau Niedel, die anscheinend Frau Elle be-
ruhigen wollte.

Als der Geiger Käthes Hand spürte, kam die
Ueberlegung zurück. „Du mußt sofort an die Po-
lizei telefonieren, Käthe. Kalowitsch ist erschossen
worden.“

Käthe hatte im Schreck den Mund mit der
Hand umgriffen. „Nein, nein“, flüsterte sie, „das
ist doch nicht Kalowitsch, das ist doch...“
Wie klingender Stahl fuhr die Stimme Dieter
Greverus' dazwischen. „Der Mann ist Klaus
Helling! Ich habe ihn erschossen!“

Kriminalassistent Rägele hatte in dieser Nacht
Dienst auf der Polizei-Direction. Als das Tele-
phon sich meldete, hob er den Hörer ab und schob
sich einen Stuhl zurecht, um sich nötigenfalls Notiz-
en zu machen.

Eine aufgeregte Mädchenstimme schlug an sein
Ohr. „Was denn, bitte langamer, Fräulein. Nord
im Park der Villa Greverus? Ja, ich weiß, wir
kommen sofort.“

Eine Minute später war alarmiert. Der Not-
rufwagen fuhr schon vor. Rägele mit sechs Leu-
ten stieg ein.

Als der Wagen abfuhr, klingelte das Telefon
in der Wohnung des Leiters der Dienststelle,
Zöllner, und ein Beamter teilte ihm die Meldung,
die gekommen war, mit.

XV.

Als Doktor Axel Stromberg am Morgen er-
wachte, hörte er Regentropfen gegen Dach und
Fenster pochen. Ein paar Minuten lag er still
und ließ die Gedanken in Vergangenheit und Zu-
kunft wandern. Ueberall war Elle. Robin er
auch dachte, in die Tage der Jugend oder in die
kommende Zeit — es gab kein Leben ohne sie.
Immer hatte er sie geliebt. Als Knabe, als Jün-
gling und jetzt als Mann. Alle die verschiedenen
Steigerungen der Liebe hatten bei ihm nur ihr
gegolten.

Er war nicht immer allein gewesen, die fünf
Jahre, als Elle Frau Helling hieß. Aber alle diese
Freundschaften waren nur für kurze Zeit aufge-
blüht und bald verblaßt. Liebe für einen schönen
Sommertag — verweht vom Winde.

Während er aufstand und sich anzog, versuchte
er, sich Klarheit zu verschaffen. Vielleicht war es
die Angst vor seiner Liebe gewesen, die Elle in
die Arme Hellings getrieben hatte, vielleicht auch
romantische Schwärmerei, Nachgeblichkeit dem
Wunsch der Eltern gegenüber, Schnelligkeit nach
unreichbaren Zielen. Aber eines war sicher.
Sie hatte sie ihn vergessen. Und in den langen
Jahren an Hellings Seite war neben der Ent-
täuschung unbewußt ihre Liebe zu ihm gewachsen.
Ein sicheres Lächeln umspielte seinen Mund.
Elle gehörte Helling nicht mehr. Es waren nur
noch juristische Fesseln, die zu sprengen waren.
Und Elle hatte jetzt die Kraft, sich freizumachen.

Was für ein Mensch dieser Helling war. Wie
konnte er mit seiner Freundin hierherkommen.
Wie konnte er eine Frau wie Elle so erniedrigen.

„Helling!“ sagte er plötzlich laut vor sich hin
und blies den Namen von sich weg. Heute noch
würde er mit ihm abrechnen. Wahrhaftig, er
würde nicht sanft mit diesem Manne verfahren.

Weit öffnete er die Tür zum Balkon. Der Nie-
gen rauschte. Ueber den Bergen spannten sich
Wolkenfelder. Das Tal schien zu dämpfen, als
hätten seine heißen Quellen sich zu einem unge-
heuren Strom vereinigt.

Unten vom Berghof herauf scholl fröhlicher
Lärm. Die Schüler der Anstalt nahmen ihr mor-
gendliches Bad. Sie standen vor der Pumpe, die
das eiskalte, klare Quellwasser spendete, und lie-
ßen den frischen Strahl über den Rücken pral-
len. Wer zauderte oder sich gar drücken wollte,
wurde gepakt und mit Gewalt darunter gehalten.
(Fortsetzung folgt)

Ihre Verlobun-
men der Eltern
Horst Windt
der Luftwaffe
Nüßlerstr. 34
Wir haben un-
M. Zimmerer
Juni 1943.
Wir haben un-
Egon Kaiser
Juni 1943.
Es grüßen al-
mann, Wuppertal,
Hans Schulte
tal, 20. Juni
Ihre Verlobung
Peter Josef F.
marine. Wuppertal,
dorf (Ahr), 1.
Ihre Verlobung
Mische, Otto
Bad Meinberg
(Blankstr. 46)
Ihre am-
lung gebore-
kamm, Edmu-
Lazarett, Wup-
Mühlhausen T.
Ihre Verlobung
Buhmann, Se-
(Clausenstr. 31,
senstraße 31).
Ihre Verlobung
rensteiner, M.
ein. Panzer-G-
burger Str. 19.
Juni 1943.
Ihre Verlobung
Lang, Walden
Panzer-Regt.
weg 38), den
Ihre Verlobung
Grosch, Anne
pental (Dist-
Straße 23), d.
Meine Verlobte
Tochter des
und seiner E-
wänger, beel-
gen. Dr. m.
Unterarzt in
Schwarz, w.
Helmut Reiner
Margot Reine
Ihre Verlobte
(Ronsdorfer
Rindhausen
Kirchliche Tr.
Ihre Verlobung
Tücher, Leutn.
Luftwaffe, z.
geb. Hölle, i.
Kirchliche Tr.
Wir sind krieg-
ing., z. Zt.
(mot.), Anne
pental, Höfen
zollernstr. 2.
Bei
Wachm. I. e.
Inhaber des
inf.-Sturmab-
Abzeich. in
An
ge
Kl
Drei blühend
nicht mehr.
und schwer
Wuppertal, 1.
Tief
die
mei
nach
Ehe, unser
Bruder, Sch
am 5. 6. 4.
den Heiden
tiefem Leid:
Frau Lisa
lien Gottli-
nitz und A.
Wuppertal (L
und Remsch
Mit den A-
einen lieben
raden. F.
In
ist
Sohn
ner
Bruder und
sohn und O
Kriegsru-
Herwarth
Gefr., O.-A.
im Feldzuge
dungen erl-
an der Ostfr-
in tiefer
bliebenen:
Dremmen 14
In der Nach-
folge des P-
tal mein i-
lieber Vater
ger und Onk-
W
im Alter von
In tiefer
geb. Herke-
Er wurde
Unterbr. Frie-
Wuppertal,
Durch Flieg-
verloren un-
sere guten S-
Fritz
im Alter v-
Frau
Wilhelm
im Alter von
wir werden
stiller Traue
Adele Wolff
Wolffstr. 7;
Rita geb. C-
Eichen gel-
den Eichen
Frau Anne
Weckelmann
mann.
Wuppertal, d.
Beerdigung

